

Predigt zum Ewigkeitssonntag, 23. November 2003, Peterskirche  
Matth. 25, 1-13

Theo Sundermeier

*Von den klugen und törichten Jungfrauen. Dann wird das Himmelreich gleichen zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und gingen hinaus, dem Bräutigam entgegen. Aber fünf von ihnen waren töricht, und fünf waren klug. Die törichten nahmen ihre Lampen, aber sie nahmen kein Öl mit. Die klugen aber nahmen Öl mit in ihren Gefäßen, samt ihren Lampen. Als nun der Bräutigam lange ausblieb, wurden sie alle schläfrig und schiefen ein. Um Mitternacht aber erhob sich lautes Rufen: Siehe, der Bräutigam kommt! Geht hinaus, ihm entgegen! Da standen diese Jungfrauen alle auf und machten ihre Lampen fertig. Die törichten aber sprachen zu den klugen: Gebt uns von eurem Öl, denn unsre Lampen verlöschen. Da antworteten die klugen und sprachen: Nein, sonst würde es für uns und euch nicht genug sein; geht aber zum Kaufmann und kauft für euch selbst. Und als sie hingingen zu kaufen, kam der Bräutigam; und die bereit waren, gingen mit ihm hinein zur Hochzeit, und die Tür wurde verschlossen. Später kamen auch die andern Jungfrauen und sprachen: Herr, Herr, tu uns auf! Er antwortete aber und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Ich kenne euch nicht. Darum wachet! Denn ihr wißt weder Tag noch Stunde (in der der Menschensohn kommen wird).*

Liebe Gemeinde,

zum 1. November, dem Allerheiligenfest der Katholischen Kirche, war auf meinem Tages-Kunstkalender ein Bild einer Berliner Künstlerin abgebildet mit dem Titel „Keil ins Jenseits“. Auf einer mit Goldblatt bedeckten Leinwand sind Menschen, Figuren aus der Geschichte abgebildet, die, dem spitzen Keil angepaßt, immer kleiner werdend in den Goldgrund der Ewigkeit hineingehen. Tut-Ench-Amun ist zu erkennen, die Venus, aber auch Maria mit dem Kind, dazu Masken und Göttergestalten aus Afrika und Mexiko. Ein eindrückliches Zeitdokument, das die Vorstellungen und Wünsche unserer Zeit präzise einfängt. Es erinnert daran, daß wir alle dem Tode entgegen gehen, alle auf gleiche Weise. Aber, so die Botschaft des Bildes, der Tod ist nicht düster, sondern wir tauchen in ein goldenes Licht ein. Alle, welcher Religion sie auch angehören, gehen dem gleichen wunderbaren Ziel entgegen. Eine Unterscheidung, eine Scheidung im Tod gibt es nicht. Wird dieses Wunschdenken nicht auch durch Erfahrungen bestätigt? Berichte über Nahtoderfahrungen sprechen doch davon, wie man sich im Moment des Todes so leicht fühlt und einem unendlich hellen Licht entgegen geht. Aber ist das die ganze Wahrheit? Es wird fast immer verschwiegen, daß es auch ganz andere Erfahrungen gibt, daß Menschen einem schwarzen Loch entgegen gingen und später in tiefe Depressionen fielen.

Wir feiern heute das Ende des Kirchenjahres, Totensonntag - Ewigkeitssonntag. Das liturgische Jahr nimmt uns mit hinein in den Kreislauf des Lebens. Ende und Neuanfang, vergehendes und neues Leben sind das Thema dieser Stunden. Doch die liturgische Farbe ist nicht gold. Hier darf es kein Einlullen in schöne Träume, keine Verschleierung der Härte des Todes geben. Aber ist das angemessen? Steckt die Kirche nicht doch noch zu sehr im mittelalterlichen Denken? Das *memento mori* war so etwas wie das „Lebenselixier“ der Kirche. Wie oft wurde die Erinnerung an den Tod mißbraucht, um den Menschen Furcht einzujagen und sie „bei der Stange“ zu halten! Bilder vom Leben wurden dadurch verdüstert, daß im Hintergrund ein Totengerippe auftaucht, das nach blühendem jungen Leben greift und dem jungen Mädchen den Todeskuß gibt. Sollen wir solche Botschaft perpetuieren? Soll das unsere Botschaft am Ende des Kirchenjahres sein? Haben wir nicht mit solchen Schreckensbildern die Menschen aus der Kirche getrieben? Braucht man für

die Erinnerung an den Tod überhaupt noch die Kirche und ihre Botschaft? Botschaften östlicher Religionen gehen viel sanfter mit Tod und Todeserfahrungen um. Sind nicht Reinkarnationsvorstellungen viel leichter zu ertragen, ja geradezu erstrebenswert, zumal wenn uns vermittelt wird, daß wir immer als Menschen wiedergeboren werden? Noch einmal eine Chance haben! Beim nächsten Mal wird alles besser. Reinkarnationstherapien zeigen doch, daß es mit uns besser gehen wird im nächsten Leben. Darum muß man auch nicht um uns trauern. Anonyme Beerdigungen sind „in“. Noch einmal: Ist solch ein „Keil ins goldene Jenseits“ wirklich die Antwort?

Fragen wir umgekehrt: Was haben wir falsch gemacht in unserer Verkündigung, daß Menschen bei den östlichen Religionen und ihren Vorstellungen Zuflucht nehmen? Haben wir zum Tode überhaupt noch Relevantes zu sagen? Was antworten wir, wenn Menschen uns fragen: Was kommt nach dem Tode? Was sagen wir Trauernden, wenn sie uns fragen: Werden wir unsere Verstorbenen wieder sehen? Als eine Frau ihn fragte, ob sie ihre Lieben wieder sehen werde, sagte Karl Barth: „Aber die anderen auch“. Als Student war ich begeistert von dieser etwas flapsigen Antwort Karls Barths. Doch solche ausweichende Antwort bleibt unbefriedigend. Wenig hilfreich ist es, wenn der Tod als die absolute Verbindungslosigkeit definiert und eine Ganztodtheorie gelehrt wird. Alles stirbt, Geist, Seele und Leib. Materialismus pur. Absolute Verbindungslosigkeit? Nein, die Erfahrung lehrt etwas ganz anderes. Eine ganz neue, intensive Verbindung zum Verstorbenen tut sich gerade nach seinem oder ihrem Tode auf. Das ist die eigentliche, tiefe Erfahrung, die wir machen, wenn wir trauern. Die ist hilfreich, dadurch können wir weiterleben und – überleben.

Aber es ist nicht nur die Erfahrung, die gegen den Ganztodgedanken spricht. Auch die Bibel weiß sehr viel anderes und mehr zu sagen. In Indonesien gaben viele Batak den Grund mit diesen Worten an, warum sie Christen wurden: Ihr Missionare habt über den Horizont geblickt! Das trifft genau die Sache. Mit Jesu Verkündigung und durch seine Auferstehung haben wir über den Rand des Grabes, den Horizont des Todes geblickt. Die Grenze zwischen dem Hier und dem Jenseits ist durch seine Auferstehung durchstoßen. Davon müssen wir sprechen. Das ist das Herzstück des Evangeliums.

Eine Gemeinschaft, die mit dieser Jenseitserfahrung gelebt und sie bis in ihr liturgisches Verhalten überzeugend gestaltet hat, ist die Brüdergemeine des Grafen Zinzendorf. Ein Gang auf den Friedhof der Brüdergemeine in Herrnhut ist für mich eine ungemein eindrückliche Osterpredigt. Alle Gräber sind gleich gestaltet. Hier wird ernst damit gemacht, daß der Tod der große Gleichmacher ist und wir alle ihm in gleicher Weise entgegen gehen. Alle Gräber sind mit einer einfachen Steinplatte bedeckt und gen Osten ausgerichtet. Sie zeigen, wir sind im Wartestand auf den wiederkommenden Herrn.

Jeder weiße Kirchsaal der Brüdergemeine, von Südafrika bis Südamerika, erinnert in seiner Gestaltung an den königlichen Hochzeitssaal, an dessen Tafel wir alle eingeladen sind. Die Verstorbenen, so weiß und singt es die Brüdergemeine zur Beerdigung, werden nicht aus dem Kreis der Lebenden ausgeschieden, sondern in den größeren Kreis der Gott Lobenden, in den „Höheren Chor“, wie man sagt, entlassen. Man ist nicht absolut von ihnen getrennt, sie sind nur näher an der Erfüllung der Hoffnung, am Hochzeitsmahl des Herrn teilzunehmen. Wir sind weiter mit ihnen eng verbunden im Wartestand, „bis der Tag anbricht“.

„Bis der Tag anbricht“, diesen kleinen Satz aus dem 2. Petrusbrief hatte mein Vater auf den Grabstein meiner Mutter setzen lassen. Er wusste sich weiter mit ihr verbunden in der Hoffnung auf die Zukunft Jesu. Ja, mit den Verstorbenen sind wir verbunden im Wartestand, wir sind zwar noch im Leiden, sie aber haben das Leid schon überwunden.

Unser Leben hier und jetzt, so mühselig es auch sein mag, bekommt seine Würde und seinen Glanz durch dieses Ziel. Es ist ein Pilgerweg mit einem wundervollen Ziel vor

Augen. Hier gilt nicht: der Weg ist das Ziel! Ganz und gar nicht. Die große Erfüllung haben wir noch vor uns. Sie lenkt uns aber nicht ab von unsern Aufgaben, die uns täglich gestellt werden. Es ist törichte Polemik, zu behaupten, daß die Zukunftshoffnung der Christen ablenkt von der Lebensgestaltung. Im Gegenteil, sie befreit uns, uns umso intensiver und freier unserer Arbeit zuwenden zu können. Denn nun müssen wir nichts für die Ewigkeit schaffen, müssen nicht uns selbst unsterblich machen, müssen uns nicht durch unser Tun rechtfertigen. Wir sind frei, das Notwendige zu tun. Im Licht dieses Zieles bekommt alles sein richtiges Maß: „Daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine“, wie es in einem Lied heißt.

Mit diesen Überlegungen befinden wir uns mitten in der Botschaft unseres Textes. Er gehört zu den großen Reich-Gottes-Gleichnissen, durch die Jesus uns wegreißen will, von allem pessimistischen Starren auf Gefahren, uns freimachen will von allen Sorgen um das Heute, uns inspirieren durch Zukunftsperspektiven. Durch sie läßt er uns aufatmen zum Jubeln und Gotteslob. „Erhebt Eure Häupter, weil sich Eure Erlösung naht!“ Nein wir schaffen nicht die Zukunft. Sie kommt uns entgegen. Sie kommt auf uns zu. Darum können wir fröhlich singen: „Gloria sei Dir gesungen, mit Menschen- und mit Engelzungen.“ Frischer, aufmunternder kann man die Botschaft unseres Textes kaum laut werden lassen.

Aber unser Gleichnis hat noch eine andere Seite. Sie ist so dunkel, daß Exegeten gern daran herummodellieren und fragen, ob es dann in dieser Form oder überhaupt von Jesus stammt. Gewiß, man kann auf allen Texten wie auf einem Kaugummi kauen, bis er allen Geschmack verliert, bis eine Allerwelts-Softy-Theologie dabei herauskommt, die allen passt, die keinem weh tut, aber auch keinen vom Stuhle reißt. Christen neigen ja heute dazu, als solche „Softies“ im Dialog der Religionen aufzutreten. Beispiele aus der Praxis: Ein Bischof, im Gespräch mit Muslimen, versteckt sein Kreuz hinter den Knöpfen des Lutherrocks; Gemeinden fragen, ob sie nicht das Kreuz im Gemeindesaal abnehmen müssen, wenn Muslime zu einem Dialog eingeladen werden; in einem Gottesdienst, in den ein Rabbi eingeladen wurde, hörte ich keinen einzigen Hinweis mehr auf die Gottessohnschaft Jesu, und trinitarische Wortanklänge wurden offensichtlich vermieden. Mit solchen Selbstzurücknahmen ist keinem gedient. Es gibt keinen Grund, an der Deutlichkeit, auch an der Härte der Botschaft Jesu zu rütteln. Luther hat das verstanden. Sein Nachdenken über den „deus absconditus“, über die dunkle Seite Gottes läßt etwas von der Abgründigkeit der Gotteserfahrung erkennen, die auch in unserm Gleichnis anklingt.

Was ist so hart im Gleichnis? 1. Da sind Menschen, die nicht teilen wollen. Aber hatte Jesus nicht gesagt: „Gib dem, der dich bittet“? Ein penetranter Heilsegoismus scheint hier gepriesen zu werden. 2. Die um Hilfe bitten, sind nicht Fremde, sondern Glaubensgenossen, Jüngerinnen. Und schließlich 3. Ihnen wird die Tür vor der Nase zugemacht. Noch schlimmer: Der Bräutigam verleugnet sie! Sie sind gerichtet, und keine himmlische Stimme ruft wie im Faust: „Gerettet“!

Vom Gericht wird oft in der Bibel gesprochen. Die notwendige Unterscheidung und Scheidung von Täter und Opfer können wir ja noch verstehen, gerade auch angesichts unserer deutschen Vergangenheit, aber hier ist ja nicht von Tätern, Folterern, Tyrannen die Rede, sondern schlicht von verschlafenen, unachtsamen, lahmen, müde gewordenen Gläubigen. Ihnen steht das Himmelreich nicht offen.

Wie können wir das verstehen? Wie reimt sich das zur Botschaft des NT, daß Gott Liebe ist? Gerade davon spricht unser Gleichnis, wenn es den Kommenden einen Bräutigam nennt und von einem Hochzeitsfest spricht, mit dem das Reich Gottes verglichen wird. Die Sehnsucht, mit Christus vereint zu werden, ist nichts als Ausdruck innigster Liebe. Selbst der sonst so nüchterne Paulus spricht von der „Lust“, bei Christus zu sein. (Phil. 1,23: „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christus zu sein“. Vgl. 2. Kor. 5,8: „Wir

haben vielmehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn“.) Das kann nur ein Liebender sagen. Aber „lieben“ heißt nicht automatisch „soft“ sein. Liebe hat etwas Exklusives an sich. Liebe will den andern ganz. Paulus könnte nie sagen: Ich habe Lust bei Christus zu sein – und zugleich bei Zarathustra, Buddha oder Krishna. Das eingangs beschriebene Bild mit dem Inhalt „Wir kommen alle, alle in den Himmel“ (so der Text eines Schlagers aus den 50er Jahren) findet in Jesu Botschaft keinen Anhalt. Eine pluralistische Religionstheologie, die alle Religionen für gleich gültig erklärt, kann sich nicht auf Jesus berufen.

Liebe ist nicht nur exklusiv, sie will auch Engagement. Jesu Liebe zu uns hat ihn viel gekostet, selbst sein Leben. Täglich werden wir von Gott bewahrt, geführt, getragen. Seine Augen „schlafen nicht, noch schlummern sie“ (Ps. 121). So ist es auch an uns, nicht zu schlafen, nicht den Tag zu verschlafen und nicht die Zeit, die uns gegeben ist. „Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“ fragt Jesus in der Stunde seiner tiefsten Anfechtung. Eine billige Gnade verkündigt Jesus nicht, und eine billige Liebe gibt es auch nicht. Nirgendwo.

Ja; so ist es leider, die Offenheit für Gott kann erschlaffen und sich in ihr Gegenteil verkehren, so daß alles gleichgültig wird im doppelten Sinn: Alle Religionen sind gleich gültig und werden für die Menschen gleichgültig, weil sie banal geworden sind. Solch müde machende Anschauung schläfert unser Handeln und die Begegnung mit der fremden Religion ein. Dieser Gefahr unterliegen wir alle. Darum brauchen wir das „Öl des Glaubens“, nicht nur ein paar Tropfen, sondern die Seele muß ganz davon erfüllt sein, jeden Tag. Den Glauben kann man nicht teilen, jedoch die Folgen, die Früchte des Glaubens, die charismatischen Gaben, die können und sollen wir teilen.

Noch eine andere Seite des Gleichnisses können wir in unserem Erfahrungshaushalt nachvollziehen. Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die aber die Wahrheit des Textes unterstreicht, daß Menschen, die gern gelebt und dankbar Tag für Tag ihr Leben aus Gottes Hand empfangen und intensiv gestaltet haben, auch leichter sterben, ja, sich auf das Sterben freuen können. Menschen aber, die gleichsam nicht gelebt, in falschem Altruismus angeblich nur für andere lebten, haben es oft sehr schwer im Sterben. Das Öl ihres Glaubens reichte nicht für die letzten Stunden. Darum werden die so schwer. Die aber, die jeden Tag ganz aus Gottes Hand gelebt haben und sich am Leben freuen konnten, können wie Paulus den Tag des Todes herbei sehnen. Für sie macht es dann auch keinen großen Unterschied, auf Jesu Kommen in Herrlichkeit zu warten oder auf sein Kommen, wenn er sie durch die Todespforte hindurch zu sich holt. Beide Mal ist es ein „heimkommen“. Voller Erwartungshoffnung können sie singen: „Was wird geschehn, wenn wir dich sehn, wenn du uns heim wirst bringen, wenn wir dir ewig singen.“ (EG 152,4)

Totensonntag. Unser Text nimmt unsere dem Ende geweihte Existenz sehr ernst. Doch was anfangs wie ein harter, schwer zugänglicher Text erschien, erweist sich gerade an diesem Sonntag als eine tiefe Aufforderung zum Leben. Wir haben eine wunderbare Zukunft vor uns. Unser Leben ist erfüllt von Erwartung. Unsere Lebenszeit ist Adventszeit.